



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haendcke, E.: Englands Kampf gegen den "Militarismus"

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Englands Kampf gegen den „Militarismus“

Von Dr. E. Haendcke



erade in dem Zeitraum, da England neue gewaltige Stützen seiner Macht in Ägypten, Südafrika erwarb, veränderte sich das politische Antlitz der Welt völlig, vor allem in Europa und in Ostasien. Das Zeitalter der Weltpolitik war herausgezogen: Europa war endlich über seine kontinentalen Interessen hinausgewachsen.

Die Gründung des Deutschen Reichs bedeutete den Wendepunkt in der weltgeschichtlichen Entwicklung zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts. An die Stelle eines durch gegenseitige Rivalitäten gehemmten, nur lose zusammenhängenden Staatenbundes war ein einheitlicher, festgefügtter und national geschlossener Bundesstaat getreten. Der Wink, den das Schicksal selbst damit gab, daß die hervorragendsten Männer, die diesen Bau auführen halfen, noch die beiden ersten Jahrzehnte erleben durften, wurde von Bismarck verstanden, der mit überlegener Weisheit dem neuen Reiche jede kriegerische Verwicklung ersparte, ihm Zeit gab, seine innere Entwicklung mit allen Mitteln zu fördern. Trotz dieser Mäßigung mußte allein schon das Dasein dieser neuen großen Macht auf die Fragen der großen Politik eine mächtige Rückwirkung ausüben, die um so stärker sich äußern mußte, als eben Bismarck zwanzig Jahre lang seine Politik in einer durch nichts unterbrochenen Stetigkeit lenkte. Dadurch wurde es dem deutschen Volke möglich, in unermüdblicher Arbeit die festen Grundlagen zu gewinnen für eine gewaltige volkswirtschaftliche Entwicklung. Diese wurde auch fernerhin in jeder Weise gefördert auch durch die neuen Männer, die seit 1888 beziehungsweise 1890 das Steuer des Reiches lenkten. Das Deutsche Reich hatte sich aus seinen kleinen Anfängen zu einer weltwirtschaftlichen Großmacht ersten Ranges emporgearbeitet, als Wilhelm der Zweite sein fünfundschwanzigjähriges Regierungsjubiläum feiern konnte. Diese überragende Stellung erhielt ihre volle Bedeutung erst dadurch, daß es die Tradition seiner Ahnen aufgenommen und die Wehrhaftigkeit zum Eckpfeiler seines Staates gemacht hatte: das eigene Sein, das Vaterland mit dessen Einsetzung zu verteidigen, wurde wieder zur ersten Ehren-

pflicht des Deutschen. Trotzdem bot Deutschland keinen Anlaß für den Verdacht einer imperialistischen Politik, für den Willen, von seiner Stärke rücksichtslosen Gebrauch machen zu wollen. Es wollte nur seinen ihm gebührenden „Platz an der Sonne“ einnehmen. Aber dieser mußte entsprechend seinem Wachstum auch wachsen und eine ganz andere Bedeutung gewinnen. Das Leben der Völker läßt sich nicht in einem Rechenexempel auflösen, ebensowenig erschöpfen durch eine noch so umfangreiche Statistik. Über die Kräfte, die für dieses von richtunggebender Bedeutung sind, hat sich Ranke einmal in die Tiefe gehend, geäußert. „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes,“ so führte er aus, „fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Eine jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der gebührenden Stelle erblickt.“ Den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung seines größten Geschichtsschreibers hat das deutsche Volk in den letzten Jahren mehrfach selbst geführt. Wie brauste nicht der Unwille auf, wenn es der Regierung nicht gelang, in der auswärtigen Politik sein Verlangen nach noch mehr Geltung durchzusetzen. Nicht weniger energisch drückt sich dieses aus in der allgemeinen, alle Volksklassen beherrschenden Stimmung, die auch die ganz links stehenden Parteien zwang, jeder von der Reichsleitung geforderten Stärkung der Wehrmacht zuzustimmen.

Dieses Deutschland, das alle anderen Staaten des Kontinents an Zahl, an Reichtum, an militärischen Machtmitteln zu Wasser und zu Lande weit übertraf, drohte das europäische Gleichgewicht völlig aufzuheben und zwar ohne eine Gewalttat, lediglich durch sein in keiner Weise zu hinderndes Wachstum. Darin erblickte England die schwerste Gefährdung seiner Weltmacht. Die Rivalität Deutschlands in Handel und Industrie hätte die britischen Staatsmänner schwerlich ernstlich beunruhigt, denn dieser ließ sich in friedlicher Weise durch Anspannung aller Kräfte Englands, auch der diplomatischen, erfolgreich begegnen. Aber den ungeheuren militärischen Machtmitteln hatte England nichts entgegenzusetzen, was diese paralyisierte, um so weniger als sie nach den in Deutschland geltenden Grundsätzen nicht auf einem bestimmten Höhestand bleiben durften, sondern mit dem Wachstum der Bevölkerung Schritt halten mußten. Hier war ein Staat, der jeden Augenblick, da es ihm gut dünkte, seine gewaltige Macht in die Waagschale werfen konnte, wenn es seine Interessen erheischen oder es zu erheischen schienen. Was war zu tun? Beide Völker, beide Regierungen haben nicht ohne zeitweilige Erfolge ehrliche Versuche gemacht sich zu verständigen, gerade als wenn durch Worte und Verträge die Existenz von ganze Völker in Mitleidenschaft ziehende Fragen aus der Welt geschafft werden könnten. Eine Einigung konnte immer nur eine zeitweilige sein, denn um Englands Polizist auf dem Kontinent zu sein, war Deutschland schon zu mächtig und von einem viel zu großen Lebensdrang erfüllt. In irgendeiner Weise mußte England zu

diesem seit hundert Jahren schwierigsten Problem Stellung nehmen. Die Regierung machte sich an die Ausführung zweier ihr geeignet erscheinenden Pläne: durch ein System von Allianzen den gefürchteten Gegner zu isolieren und die Kolonien fester an das Reich zu fesseln. Mit diesen Mitteln glaubten die Liberalen die Gefahren beschwören zu können, Mittel aus der Rüstkammer des achtzehnten Jahrhunderts, die allerdings bisher noch nie versagt hatten. Die Konservativen glaubten zudem, den Feind der Zukunft mit seiner eigenen furchtbarsten Waffe schlagen zu müssen und verlangten die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Daß für diesen Gedanken sich maßgebende Männer erwärmen, für ihn in der Öffentlichkeit eintreten konnten, beweist schlagend, daß man sich über den Ernst der Sachlage keiner Täuschung hingab, daß man den Kampf mit dem Rivalen für unvermeidlich und für das Schicksal des Reichs für entscheidend hielt. Indessen hatte dieser Gedanke nur bei einer geringen Anzahl Männer Wurzel fassen können, das Land selbst und die Regierung diskutierten ihn nicht einmal. Mit gutem Grunde, vielleicht mehr aus Instinkt als aus klarer Einsicht. Die allgemeine Wehrpflicht für England fordern, heißt das Unmögliche verlangen, die Waffen strecken, bevor der Kampf begonnen hat. Hier von Händlermoral zu sprechen, ist eine völlige Verkennung der Sachlage. Dieser Auffassung steht schon entgegen, daß sich die englische Armee durchaus nicht aus dem Abschraum der Bevölkerung zusammensetzt, und daß ihr Offizierskorps zu einem nicht geringen Teil aus Angehörigen hochangesehener Familien besteht, für deren Söhne der Heeresdienst traditionell ist. Es sind zum Teil Anschauungen, die auch in Deutschland vielerorts bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts galten, die in der Abneigung gegen den Waffendienst zu Worte kommen, mehr noch das moderne Gesetz der Arbeitsteilung. England ist das weitaus am meisten industrialisierte Land der Erde. Wie die einen im Dienst der Industrie arbeiten, so die anderen für die Verteidigung des Landes, alle aber zum Wohle des Ganzen. Vor allem hat aber diese Industrialisierung den Zustand geschaffen, daß das Land die Arbeitskräfte nicht entbehren kann, die die allgemeine Wehrpflicht ihr wegnehmen würde. Sie wäre ein tödlicher Stoß für diesen Lebensnerve Englands, seines Weltreichs. Ihre Einführung wäre aber vermutlich auch gleichbedeutend mit dem Ende der politischen Weltherrschaft. Denn mit einem Schläge müßte das Verhältnis von Mutterland und Kolonien ein anderes werden. Mag man das Gemeingefühl der Sprache, der gemeinsamen Abstammung, Kultur und durch Jahrhunderte alte Beziehungen noch so hoch veranschlagen, ausschlaggebend für die Unterordnung der Kolonien unter das Mutterland ist der bisher unererschütterliche Glaube, in seinem mächtigen Schutz ruhig und sicher wohnen zu können. Dieser ist geradezu eine Lebensbedingung für Australien, Kanada, Südafrika, die Settlements. Für diese Kolonien bedeutete die allgemeine Wehrpflicht den völligen Ruin bei ihren dünnen Bevölkerungen. Und welchen Grund gäbe es noch, der stark genug wäre, die Kolonie, die diese Last auf sich nehmen würde, bei dem Mutterlande festzuhalten, statt in Handel und Wandel wie in

der Politik eigene Wege zu gehen? Und wie würde England selbst sich zu seinen Kolonien stellen, wenn es nun tatsächlich im eigenen Lande die allgemeine Wehrpflicht einführt und in jenen auf sie verzichtete? Die Kolonien müßten aus Freunden, Verbündeten sofort Untertanen werden. Und das bedeutete den Krieg mit diesen, die Zertrümmerung des Reichs. Der Widerstand Englands gegen die allgemeine Wehrpflicht ist in den innersten Lebensbedingungen seines materiellen und politischen Daseins begründet.

Einmal zum Kampf entschlossen gingen die englischen Staatsmänner kalt abwägend, nur den Vorteil ihres Landes im Auge, rücksichtslos ihren Weg. Sie erweiterten den Kreis der Freunde und Verbündeten und mußten neue Verbindungen, bis dahin ganz außerhalb der Möglichkeit stehende, anzuknüpfen. Meisterhaft verstanden sie, wie in den besten Zeiten britischer Politik, völlig skrupellos in der Wahl der Mittel, den Mächten, die sie ihren Interessen dienstbar machen wollten, darzulegen, daß die Niederringung Deutschlands und damit des kultur- und friedensfeindlichen Militarismus in dem allgemeinen europäischen Interesse und besonders des jeweiligen Kontrahenten liege. Die Kolonien zu gewinnen war der leichteste Teil der gewaltigen diplomatischen Arbeit. Denn in der Tat ist ihr Schicksal mit dem Englands eng verknüpft. Ohne den Rückhalt an dieses werden sie nichts anderes sein als Spielbälle in der Hand der Mächtigen, wenn nicht ihres politischen Sonderdaseins überhaupt verlustig gehen. Diese Einsicht in die Welt unerbittlicher Tatsachen veranlaßte die Kolonien denn auch zu ihren großen Leistungen, mit denen sie dem Mutterlande zu Hilfe gekommen sind. Die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat besonders in Deutschland Befremden und Entrüstung ausgelöst. Es ist das erste Mal im Laufe der Weltgeschichte, da die positiven Machtmittel dieses riesigen Staatswesens auf Herz und Nieren geprüft wurden. Das Ergebnis dieser Prüfung konnte nur der vollständige Verzicht auf eine selbständige Politik sein. Eine Großmacht, die nicht imstande ist einen Krieg gegen Mexiko zu führen, kann nur im Schatten einer anderen wandeln. Und diese mußte England sein. Nicht nur weil die Vereinigten Staaten der englischen Flotte keine auch nur annähernd gleichwertige entgegenzusetzen haben, also bei einer englandfeindlichen Politik den Drangsalierungen schutzlos preisgegeben sein würden, sondern weil auch die politischen Interessen, die gegenwärtigen und zukünftigen, gemeinsame sind. Auch die Vereinigten Staaten haben das größte Interesse daran, die allgemeine Wehrpflicht nicht einzuführen. Ihr noch im Werden begriffenes Staatswesen wäre dieser Aufgabe nicht gewachsen, die Industrie könnte so wenig wie die Landwirtschaft die durch diese gebundenen Kräfte entbehren, die Einwanderung hätte mit einem Schlage ein Ende, die Gefahr des Zerfalls in Sonderstaaten wäre kaum abzuwenden. Auch für die Vereinigten Staaten war England die Schutzmacht, deren militärische Hilfsmittel es diesen ermöglichte, die eigenen in nur bescheidenem Maße zu entwickeln. Darüber kann auch ihre imperialistische Politik nicht hinwegtäuschen. Denn diese betätigt sich ausschließlich in Ost-

affen, wo sie England mehr als erwünscht ist, dem Vordringen lästiger Konkurrenten Schwierigkeiten bereitet. Und wo England nicht selbst offen hervortreten will, zum Beispiel Japan gegenüber, darf Amerika eintreten. Daß die Vereinigten Staaten trotzdem eine gewisse Selbständigkeit behaupten, wird man nicht leugnen, entspricht ja auch ganz der stets von England beobachteten Klugheit, die auf die Form wenig Gewicht legt, um so mehr auf die Tatsache. So haben die Vereinigten Staaten auch in diesem Kriege bisher ihre Neutralität beobachten können, aber eine Neutralität nach englischer Vorschrift, die beiden Teilen die größten Vorteile bietet: England die ihm nötige Zufuhr an Kriegsmaterial, Lebensmitteln aller Art, den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Verdienst und die Verschonung von irgendwelchen Kriegslasten, zugleich die Sicherheit vor japanischen Anschlägen. Sollten diese die Lusitania-Angelegenheit dazu benutzen, um die Neutralität offen aufzugeben, so wird der Wunsch Englands ausschlaggebend sein, die in den nordamerikanischen Häfen liegende deutsche Handelsflotte mit Beschlagnahme belegt zu wissen und sich eine neue Ergänzungsquelle von Mannschaften für sein Heer und seine Marine zu sichern.

Der angelsächsischen Welt konnte England also sicher sein in seinem Kampfe gegen Deutschland und seine etwaigen Bundesgenossen. Es galt aber auf dem Kontinente Helfer im Streite zu werben. Frankreich war leicht zu gewinnen: ohne Zaudern schlug es ein in die Hand seines Todfeindes von früher her. Von den Schlägen, die es 1870/71 getroffen hatten, konnte es sich nicht mehr erholen. Seine Bevölkerung blieb stehen, sein Handel und seine Industrie zeigten die gleichen Erscheinungen der Erschöpfung. Notwendigerweise mußte es immer mehr hinter dem mächtig aufstrebendem Deutschland zurücktreten. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß es sich mit der Stellung einer Macht zweiten Ranges hätte begnügen müssen. Rettung konnte nur der Anschluß an eine andere Großmacht bieten. Durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag ein solcher an Deutschland, das sich als ein gemäßigter Sieger stets gezeigt hatte und stets bereit war zur Freundschaft mit dem alten Gegner. Daß Frankreich diesen Weg der Verständigung nicht einschlug, wird man einem nicht einmal zu tadelnden Stolz zuschreiben dürfen, mehr noch der Überlegung, daß diese Freundschaft eine künftige Machtentfaltung vielleicht für immer unmöglich machen müßte. Und auf diese Hoffnung wollte man nicht verzichten. Auch nicht auf Elsaß-Lothringen. Die Länder hätte man missen können, aber nicht ihr Menschenmaterial. Mit mathematischer Sicherheit war der Zeitpunkt vorher zu bestimmen, da Frankreich an das Ende seiner militärischen Leistungsfähigkeit gelangt sein würde. Es konnte also nur ein Bündnis gegen Deutschland in Frage kommen. Es gab aber nur eine Macht, die an einem starken Frankreich ein Interesse hatte, nämlich Rußland. Bismarck hatte schon die Naturnotwendigkeit dieser französisch-russischen Annäherung eingesehen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ äußerte er sich über diesen Punkt ganz klar: „daß es für die russische Politik eine Grenze gibt, über die hinaus das Gewicht

Frankreichs in Europa nicht vermindert werden darf, ist erklärlich. Dieselbe war, wie ich glaube, mit dem Frankfurter Frieden erreicht, und diese Tatsache war vielleicht 1870 und 1871 in Petersburg noch nicht in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, wie fünf Jahre später. . . . Im Jahre 1875 nahm ich an, daß an der Nawa schon einige Zweifel darüber herrschten, ob es richtig gewesen sei, die Dinge soweit kommen zu lassen, ohne in die Entwicklung einzugreifen.“ (II. 259.) Und wie hatten sich die Verhältnisse seit 1875 verschoben. Die Scheu vor dem republikanischen Frankreich wurde an der Nawa überwunden und wich einer engen Freundschaft, die in einem Schutz- und Trutzbündnis ihren Ausdruck fand. Denn auch Rußland fühlte sich gehemmt durch die anwachsende Macht Deutschlands, besonders seitdem es sich für den nahen Orient interessiert zeigte. England fand also den Boden gut vorbereitet, als es seine antideutsche Politik auf dem Festlande energisch zu betreiben begann. Seinen Diplomaten gelang das Unwahrscheinliche, die Interessen Rußlands mit den eigenen für den beabsichtigten Weltkrieg miteinander in Einklang zu bringen gegen den einen Gegner Deutschland und seinen Bundesgenossen Österreich-Ungarn. Wie in den Zeiten seiner glänzenden Vergangenheit hat es im Namen des europäischen Gleichgewichts, der Freiheit ein Bündnis der Festlandsstaaten gegen seinen gefährlichsten Nebenbuhler zusammengeschießt. Es ist der alte Lothruf, den England heute wie im achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat ertönen lassen, der an betörender Kraft, wie der Widerhall beweist, nichts eingebüßt hat. Es ist das alte England selbst, das heute in den Kampf um Sein oder Nichtsein zieht, ein furchtbarer Gegner, für den das Ende dieses Weltkriegs von entscheidender Bedeutung sein muß. Wenn dieser auch gar kein anderes Resultat hätte als die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so wäre das Ende des Weltreichs nicht mehr fern.

Ein Weltkrieg wie der, der die Welt jetzt erfüllt, hat tiefere Ursachen als etwa die frevelhafte Herrschsucht einiger weniger oder einer kleinen Gruppe von Zeitungsmännern, Diplomaten und Bankiers oder Generalen. Nur große die Wurzeln des Daseins der Völker berührende Fragen konnten diesen Weltbrand entfachen. Die Einsicht in das Walten einer unerbittlichen Notwendigkeit läßt die Gefahr für das Deutsche Reich in ihrer ganzen Größe erkennen: es gibt nur Sieg oder Verderben in solchen Kämpfen ganzer Völker widereinander. Dem Enthusiasmus, für die gerechte Sache des Vaterlands zu kämpfen, muß der unbeugsame Entschluß zur Seite gehen, die große Stunde nützen und die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis die Entscheidung zu unseren Gunsten gefallen ist und das Wort Schillers sich erfülle: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Denn in dem Kampfe um unser politisches Dasein kämpfen wir auch für das Deutschland Schillers und Goethes.